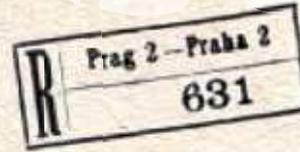


MAGDALÉNA PLATZOVÁ

Leben nach Kafka

החיים של קאפקא



Fräulein
Felice Bauer
per Mr. Carl Lindström
Berl. 17
H. F. Kafka
Prag. Priv.

ROMAN



BALAENA VERLAG



Leben nach Kafka



MAGDALÉNA
PLATZOVÁ

Leben nach Kafka

aus dem Tschechischen von Kathrin Janka

BALAENA VERLAG

Gewidmet den Nachfahren von Felice Marasse, geb. Bauer,
ohne deren Vertrauen und Entgegenkommen dieses Buch
nicht geschrieben worden wäre.

© BALAENA VERLAG 2024

Impressum

Titel der tschechischen Originalausgabe:
“Život po Kafkovi”

Copyright © Magdaléna Platzová, 2022
Copyright © Argo, 2022

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe
BALAENA Verlag Landsberg am Lech, 2024
Erste Auflage
Alle Rechte vorbehalten

Übersetzung aus dem Tschechischen: Kathrin Janka
Lektorat: BALAENA Verlag

Coverdesign, Layout und Satz: Teamdesign Landsberg
Druck und Bindung: Memminger MedienCentrum AG

ISBN 978-3-911491-00-6

www.balaena.de

Dies ist keine historische Biografie. Einige Figuren, die darin auftreten, sind echt und tragen die Namen von Menschen, die wirklich gelebt haben. Andere basieren auf wirklichen Menschen, aber ich habe die Namen geändert. Und dann gibt es Personen und Ereignisse, die ich mir vollkommen ausgedacht habe. Ich hoffe, dass sich meinen Leserinnen und Lesern die Gründe, die mich dazu bewogen haben, ausreichend selbst erklären werden. Was die zitierten Dokumente betrifft, so sind die authentischen Texte, die ich verwendet habe, im Unterschied zu den fiktiven immer kursiv gedruckt.

New York, 15.10.1975

Sehr geehrter Herr Canetti,

ich habe Ihr Buch über Franz Kafka und meine Mutter Felice, geborene Bauer, gelesen. Mir wäre wohler, wenn es mir gar nicht erst in die Hände gefallen wäre. Doch leider findet sich immer irgendein eifriger „Freund“, der es sich nicht verweigern kann mich über die neuesten Auswüchse der kaskadologischen (oder kaskadografischen?) Literatur zu unterrichten, die offensichtlich – zumindest nach der Anzahl der Titel zu schließen – ein äußerst lukratives Geschäft zu sein scheint.

Mit Franz Kafka persönlich werde ich mich nicht lange aufhalten. Ich habe dem, was Sie selbst in Ihrem Buch einigermaßen wahrheitsgetreu beschreiben, nichts hinzuzufügen. Ob er ein großer Autor war, vermag ich wirklich nicht zu sagen, ganz sicher bin ich mir jedoch, dass er Neurotiker war, Masochist, und – was seinen Umgang mit den Frauen angeht – auch Sadist.

Aus jedem seiner Briefe, die Sie so ausführlich zitieren, ließe sich meiner Ansicht nach eine psychiatrische Diagnose begründen, und jeder einzelne Brief hätte für meine Mutter Grund genug sein sollen, sich schleunigst von ihm zu trennen.

Warum sie es nicht getan hat, weiß ich wirklich nicht. Diese Seite ihres Charakters ist mir verschlossen geblieben. Vielleicht mag der Zeitgeist eine Rolle gespielt haben,

ein Echo der Jahrhundertwende und ihrer Dekadenz. Meine Mutter verehrte beispielsweise Strindberg, der, wie Sie zugeben werden, ebenfalls stellenweise höchst morbide ist. Aber von ihrer „Liebe“ zu Kafka habe auch ich erst erfahren, als ich – mit allen anderen gemeinsam – nach Mutters Tod seine Briefe las. Meine Eltern waren von der alten Schule und hielten uns Kinder ziemlich auf Distanz. Darüber, was ihn ihnen vorging, wussten wir nur wenig. Allerdings genug, um es nun für nötig zu halten, mich nachdrücklichst gegen die Art und Weise zu verwehren, auf die Sie in ihrem übereilten und sensationslüsternen Buch meine Mutter abhandeln.

Schon Ihre falschen und pseudo-skandalträchtigen Enthüllungen in der Einleitung verraten die Oberflächlichkeit, mit der Sie zu Werke gehen: Endlich also kennen wir den Namen jener Frau, die sich bislang hinter dem Kürzel F. verbarg!

Werter Herr, wenn es Sie wirklich interessierte, könnten Sie den vollen Namen meiner Mutter längst kennen und es hätte dazu auch keiner detektivischen Methoden bedurft. Es hätte genügt, die allgemein zugängliche Kafka-Biografie von Max Brod zu lesen, von dem ich zwar auch keine besonders hohe Meinung habe, dem man aber wenigstens den guten Willen und – zumindest hinsichtlich meiner Mutter – ein gewisses Fingerspitzengefühl nicht absprechen kann.

Meine Mutter besaß viele Talente. Sie war eher praktisch veranlagt. *A no nonsense person*, wie man hier sagt. Aber Kunst beeindruckte sie zutiefst, ihr Leben lang. Literatur, Kunst und auch Musik. Mein Vater, von Beruf Privatbankier, war ein hervorragender Pianist und hätte sich wohl ganz der Musik verschrieben, hätten die Umstände in seiner Jugend es erlaubt.

Die Kunst, sie war wohl Teil des „Zaubers“, den Kafka auf meine Mutter ausübte. Immerhin war er ein publizierender Autor, wie man das heute nennt. Das tat bestimmt das Seine.

Eine formale Bildung hatte meine Mutter nicht erhalten, sie musste mit 15 Jahren von der Schule abgehen und eine Stelle als Stenotypistin antreten, und von dieser untergeordneten Position arbeitete sie sich dann aus eigener Kraft zur Prokuristin hoch. Sie war jedoch eine begeisterte Leserin und ließ sich auch gern belehren. Als wir in den dreißiger Jahren aus Berlin zunächst nach Genf und dann nach Amerika flohen, nahm sie anstelle anderer Wertgegenstände ihre Bücher mit. Eine gesonderte Sammlung bildeten die Bände, die Kafka ihr geschenkt hatte, insgesamt etwa sechzig Titel, die sie zusammen aufbewahrte. Auch eine Bibel war darunter. Nach ihrem Tod habe ich sie dem Fischer-Verlag verkauft. Das ist das einzige Geld, das ich an Kafka je verdient habe, in einer Zeit, in der sich jeder Dahergelaufene an ihm eine goldene Nase verdiente.

Meine Mutter war ein emotionaler Mensch, eine herzliche und großzügige Frau. Vor ihrer Heirat kümmerte sie sich in einem jüdischen Kinderheim in Berlin um Kriegswaisen, und ich kann mich erinnern, dass sie – auch später, als sie schon selbst Familie hatte – weiter engen Kontakt mit ihnen hielt. Ihre „Mädchen“ kamen zu uns zu Besuch und meine Mutter unterstützte sie auf alle erdenkliche Weise.

Sie war sehr unternehmungslustig, erfindungsreich, optimistisch und fröhlich, ließ sich nicht unterkriegen. Wer sie kannte, musste sie einfach mögen. Mit ihrem Organisationstalent und ihrer kaufmännischen Begabung war letztendlich sie es, die nach unserer Emigration nach Amerika die Familie ernährte. Vor allem in den zwölf letzten Jahren, als mein Vater den Infarkt erlitten hatte und nicht mehr arbeiten konnte. Auch ich habe selbstverständlich versucht,

im Rahmen meiner Möglichkeiten etwas beizutragen, habe Nachhilfe gegeben, hatte Begabten-Stipendien und so weiter.

Meine Mutter belegte einen Kurs, lernte Massieren und Frisieren und eröffnete einen Schönheitssalon. Gemeinsam mit ihrer Schwester buk und verkaufte sie Plätzchen, später erweiterten die beiden ihr Sortiment. Dann machte Mutter ein Handarbeits- und Galanteriewarengeschäft auf. Aber es wäre ihr niemals, ich wiederhole, niemals eingefallen, mit Franz Kafkas Briefen, die sie vierzig Jahre lang heimlich aufbewahrt hatte, Handel zu treiben.

Dass es die Briefe gab, erfuhr ich von einer Verwandten, als ich 18 war. Bis dahin hatte ich nicht die leiseste Ahnung von einer Beziehung zwischen meiner Mutter und irgendeinem Kafka, den Namen kannte ich nur von den Rücken einiger Bücher bei uns zu Hause, in die ich einen flüchtigen Blick geworfen hatte, die mich aber nicht interessierten. Brods Kafka-Biografie, die noch vor dem Krieg in Prag herausgekommen war, fiel mir erst in den fünfziger Jahren in die Hände, als sie in erweiterter Fassung in Deutschland erschien. Mit meiner Mutter sprach ich darüber ebenso wenig wie über irgendetwas anderes, was Kafka betraf. Aber ich weiß mit Sicherheit, dass sie Brods Biografie gelesen hat, so wie auch Kafkas Tagebücher und seine *Briefe an Milena*. Keine Ahnung, was sie von alledem dachte. Da kann ich nur vermuten.

Sie, mein Herr, schreiben, meine Mutter habe, ich zitiere, „es übers Herz gebracht, die Briefe zu verkaufen“. Sie beschuldigen sie also gewissermaßen indirekt der Kältherzigkeit und der Berechnung, machen sie sogar lächerlich. Sie sind mir ein Held! Aus sicherer Entfernung eine Frau in den Schmutz ziehen, von der Sie nicht das Mindeste wissen und die sich nicht dagegen wehren kann.

Wie könnte denn auch jemand etwas über meine Mutter wissen, wenn der Adressat ihrer Briefe diese sorgfältig vernichtet hat, wogegen sie jede Postkarte, jedes Telegramm aufbewahrte, ja, selbst Briefe, die gar nicht direkt an sie gerichtet waren und die nicht von Kafka stammten, die aber ihre Beziehung zu ihm in irgendeiner Form betrafen. Briefe ihrer Mutter Julie an meine Großmutter Anna Kafka, beispielsweise. Oft habe ich mich gefragt, warum sie all das so penibel aufgehoben hat.

Es stimmt schon, meine Mutter war sehr ordnungsliebend. Bei ihr hatte jeder noch so kleine Zettel seinen Platz, wurde gründlich beschriftet und eingeordnet. Diese Gewohnheit, eine Art Leidenschaft, hatte sie sich wohl aus dem Büro bewahrt. Wissen Sie, welcher Gedanke mir beim Lesen von Kafkas Büchern kam? Das hier, diese – ich würde es vielleicht Faszination für die moderne Bürokratie nennen –, hatten die beiden gemeinsam. Auch wenn ihre Herangehensweise an das Bürowesen diametral verschieden war.

Meine Mutter ging zielstrebig und rational vor (obwohl in jeder Leidenschaft immer auch Un-Vernunft aufscheint), Kafka dagegen vom Wahnsinn her. Was nichts daran ändert, dass er sicherlich, wie auch seine Zeitgenossen sagen, ein äußerst fähiger Beamter war. Aber ich will Ihnen nicht ins Handwerk pfuschen, die Kafka-Interpretation ist schließlich Ihr Metier! Ich werde mich an meine Mutter halten.

Ich habe auch schon überlegt, dass dieses Bündel Briefe für Mutter so etwas gewesen sein muss wie eine Gerichtsakte. Ob Anklage- oder Verteidigungsschrift, das weiß ich nicht, wahrscheinlich beides, auf jeden Fall aber musste es vollständig sein.

Wie ich schon sagte, sie hat über Kafka und ihre Beziehung zu ihm nie gesprochen, auch nicht, als ich erwachsen war. Allein daran, wie sie an seinen Briefen festhielt, kann man aber sehen, dass das Ganze für sie nicht abgeschlossen

war. Dass diese unglücklichen fünf Jahre ihr weiteres Leben ganz wesentlich geprägt haben.

Zeit ihres Lebens erfreute sich meine Mutter nahezu vollständiger Anonymität, niemand kannte sie oder interessierte sich für sie. Erst einige Jahre nach dem Krieg, als Kafka so langsam berühmt wurde und man begann, jedes seiner Worte aufzuspüren, fürchtete sie, einige Informationen, die sie als intim ansah, könnten an die Öffentlichkeit gelangen. Sie war fest entschlossen seine Briefe zu vernichten, bevor sie sterben würde, das wollte sie wirklich. Aber dann konnte sie sich doch nicht dazu entschließen und schob es immer wieder auf.

Am Ende hielt sie ein paar Briefe zurück, das weiß ich nicht von ihr selbst (denn mich verdächtigte sie damals mit dem Verleger Schocken unter einer Decke zu stecken), sondern von ihrer besten Freundin ...

Sie hing an Kafkas Briefen mit einer nahezu unbegreiflichen Hartnäckigkeit, es war nicht leicht, sie zum Verkauf zu bewegen. Herr Schocken und Max Brod versuchten mehrere Jahre lang, sie zu überreden. Am Ende gab Mutter nach. Aber nicht des Geldes wegen, obwohl sie krank war und Geld brauchte. Sie hat wohl eher irgendwann begriffen, dass sie nicht imstande war, die Briefe wie geplant zu vernichten und dass sie mit ihrem Tod die Kontrolle über sie verlieren würde.

Ich habe ihr ausdrücklich gedroht, die Briefe zu verkaufen, wenn sie nicht mehr sein werde. Eigentlich war ich es, verehrter Herr, der sie zu diesem Verkauf gezwungen hat.

Ihr schlechtes Gewissen, das Gefühl Kafka zu verraten (denn dass es Verrat war, ließ sie sich nie ausreden), mag sie ein Stück weit damit beruhigt haben, dass Schocken ihr versprach, er werde die Manuskripte nach dem Erscheinen des Buches der Nationalbibliothek in Jerusalem übergeben.

Leider verstarb Herr Schocken 1959, also ein Jahr vor meiner Mutter, und konnte deshalb sein Versprechen nicht mehr persönlich halten. Ob seine Erben es gehalten haben, weiß ich nicht, sie hätten uns doch wohl Bescheid gegeben.

Ich denke äußerst ungern an das Ganze zurück, am liebsten würde ich es vergessen. Aber ich muss doch meine Mutter schützen. Wenigstens vor Ihnen, wenn ich es schon vor den Lesern Ihres Buches nicht kann.

Nein, meine Mutter hat es nicht übers Herz gebracht, Kafkas Briefe zu verkaufen, wie Sie schreiben. Ich denke sogar, und das vertraue ich voll Scham und Schmerz nur Ihnen an, dass der Verlust dieser Erinnerungsstücke sie vorzeitig unter die Erde gebracht hat.

Denn eigentlich begann sie schon 1955 zu sterben. Einen ersten Hirnschlag, der kaum Folgen hinterließ, hatte sie 1953 durchgemacht. 1956 folgte noch ein Schlaganfall, aber von dem erholte sie sich noch teilweise und konnte wieder nach Hause. Sie hatte eine eiserne Gesundheit. Aber alleine leben konnte sie nicht mehr, und deshalb redete ich ihr zu, sie solle zu uns kommen, nach New York. Nach ein paar Monaten bei uns kam dann der dritte, schicksalhafte Schlag, von dem sie dann nicht mehr genas. Anderthalb Jahre lag sie in einem Krankenhaus in Rye. Sie bei uns zu Hause zu pflegen ging nicht mehr, sie brauchte ständige Betreuung.

Während der letzten Jahre konnte sie sich weder bewegen noch sprechen, war aber bei Sinnen und verstand alles, was sie hörte. Sie war im wahrsten Sinne des Wortes in ihrem Körper gefangen. Was wohl in ihrem Kopf vorging?

Nun, das ist die Hölle meiner schlaflosen Nächte.

Eine geschäftstüchtige Frau, jaja. Eine herzlose Frau.

In Max Brods affektiertem Kafka-Buch habe ich gelesen, dass Kafka am Ende seines Lebens aufgrund seiner Kehlkopf-Tuberkulose nicht mehr sprechen konnte. Im Unterschied zu meiner Mutter konnte er jedoch, solange er noch einen Stift halten konnte, wenigstens schreiben.

Sehen Sie, da gibt es gewisse Anzeichen einer Symmetrie, Gerechtigkeit würde ich es nicht nennen. Deren Bedeutung sich uns natürlich entzieht.

Ich schliesse mit dem Wunsch, die Fakten, die ich Ihnen mitgeteilt habe, mögen Ihr Gewissen so belasten, dass sie beim nächsten Mal mit Ihren Hirngespinsten vorsichtiger sind.

„Hochachtungsvoll“ oder „herzlich“ kann ich nicht schreiben, „Ihr“ noch viel weniger. Sie werden sich mit meiner Unterschrift zufriedengeben müssen.

Joachim M.

*

New York, 18.5.1987

Sehr geehrter Herr Canetti,

betrachten Sie meine heutige Nachricht als Postskriptum zu jenem Brief, den ich Ihnen vor zwölf Jahren schrieb und auf den ich nie Antwort erhalten habe.

Wie Sie sich wohl erinnern werden, schrieb ich Ihnen damals von dem Versprechen, das Salman Schocken meiner Mutter gab, er werde die Originale von Kafkas Briefen der Jerusalemer Bibliothek übergeben, das sie am Ende dazu brachte, ihm die Briefe anzuvertrauen.

Soeben las ich in der Zeitung, dass Mutters Briefe beim New Yorker Auktionshaus Sotheby's 605 000 Dollar eingebracht haben. Eine Rekordsumme, sagt man, zumindest für ein Manuskript.

Über eine halbe Million Dollar, mein Herr. Und meiner Mutter hat man achttausend gezahlt! Wenn das nicht der Reibach des Jahrhunderts ist.

Der Käufer ist weder eine Bibliothek noch ein Archiv, wo sollten die auch so viel Geld hernehmen. Er ist eine Privatperson, deren Identität geheim gehalten wird. Die Briefe verschwinden nun in einem Privat-Tresor, vielleicht für immer.

So endet die Sache jetzt. Es ist eine Schande, meine Mutter wurde betrogen, selbst posthum noch. Sie hatte vollkommen recht, als sie Kafkas Briefe vernichten wollte, schade, dass sie es nicht übers Herz gebracht hat.

Gruß

Joachim M.

1935: Genf

Am Ende der Straße sträuben sich die dünnen Masten der Yachten gen Himmel. Der Wind weht aus Südost, stark und gleichmäßig, jedes Tau im Hafen singt einen anderen Ton. Der Junge bleibt stehen und lauscht. Kleine harte Wellen mit weißen Schaumkronen laufen über den See, der Himmel ist fahl, rein, kühl.

Seit vier Jahren geht er nun schon zweimal täglich den gleichen Weg zur Schule und zurück. Den Rückweg rennt er meist. Er kennt den See bei jedem Wetter und zu jeder Jahreszeit, in der Dämmerung, im Dunkeln. Im Winter wird es früh dunkel. Das Knarren des Holzes. Das klatschende, hohle Geräusch, wenn das Wasser gegen die Schiffswände schwappt.

Die Mutter und die Tante haben schon begonnen, Sachen, die sie nicht mitnehmen werden, auszusortieren und sie wegzugeben. In die Koffer kommt nur Kleidung, während die Bücher, das Porzellan, die Bilder, das Silber, die Teppiche und die Möbel später nachgesendet werden sollen, wenn sie sich niedergelassen haben. Der Umzug von Berlin war schlimmer, damals hatte auch die Mutter geweint. Aber der Vater hatte darauf bestanden, und jetzt schleppt er sie schon wieder weiter. Fort aus Europa, das den Juden unter den Füßen wegbricht.

Die Straße führt am Park entlang, jetzt verbirgt sich die Wasseroberfläche hinter den Bäumen. Er biegt um die letzte

Ecke. Das Mietshaus mit den langen verzierten Balkonen, den bunten Fensterläden und den unzähligen Nischen. Innerhalb von Genf waren sie insgesamt dreimal umgezogen. Nach der ersten Ankunft hatte der Vater eine Villa mit Garten gemietet. Dann waren sie für kurze Zeit nach Berlin zurückgegangen, weil die Mutter zu viel Heimweh hatte, doch das war ein Fehler, wie der Vater sagte. Bei der zweiten Flucht verloren sie viel Geld, damit man sie überhaupt gehen ließ. Sie mieteten eine kleinere Wohnung im Stadtzentrum, und erst, als die Großmutter nachkommen sollte, fand der Vater die Wohnung in der Rue de Montchoisy, am Park, in Seenähe. Die Zimmer sind nicht groß, aber jeder hat ein bisschen Raum für sich. Seit die Großmutter gestorben ist, sind sie zu siebt: Vater, Mutter, Joachim und Lilly, Tante Elsa, die Cousine Hannah und das Dienstmädchen Berta. Eine Gouvernante oder eine Köchin haben sie jetzt nicht mehr.

Im zweiten Stock, vor ihrer Wohnungstür, riecht es nach Braten. Erst jetzt merkt er, was er für einen Hunger hat. Er drückt den runden Klingelknopf, er hört Stimmen, aber niemand macht auf. Nach dem zweiten Klingeln erklingen schnelle Schritte. Stille. Die Tür geht langsam auf.

„Na warte!“ Er springt die Schwester an.

„Lass mich. Und schrei nicht rum. Die Mama hat Besuch aus Berlin.“

„Wen?“

„So eine Margarethe. Wir sollen Tante zu ihr sagen, aber ich kann mich gar nicht an sie erinnern. Sie redet pausenlos. Sie haben sich da drin eingeschlossen.“

Durch die Glasscheibe in der Tür zum Empfangszimmer strömt Sonnenlicht und wirft blaue, rote und grüne Flecken an die weiße Wand. Das Parkett knarrt, die bunten Flecken tanzen: „Ihr seid schon da?“

Die Mutter trägt ein dunkelblaues Kleid mit tief angesetzter Taille und plissiertem Rock und eine doppelte Schnur

roter Korallen. Die Sonne färbt ihr dunkelblondes, an den Schläfen ergrautes, knapp übers Ohr geschnittene Haar rötlich ein.

Hinter ihrem Rücken steht eine zierliche dunkelhaarige Frau in einem hellen Kleid vom Sofa auf. Sie streckt eine Hand aus, in der sie eine brennende Zigarette hält: „Das ist doch Joachim!“

Er muss zu ihr hingehen und sie begrüßen. Die Frau reicht ihm kaum bis zum Kinn, zieht ihn aber kräftig zu sich herunter und küsst ihn mit geschminkten Lippen auf beide Wangen.

„Du bist aber gewachsen! Erinnerst du dich noch an mich?“

Sie zaust ihm die Haare.

„Wir waren beinahe Nachbarn. Ich habe in der Sedanstraße gewohnt, ein Stückchen neben Hilde Hildebrand, der berühmten Schauspielerin. Etwas weiter wohnte auch Professor Einstein, der ist jetzt auch schon in Amerika. Alle hauen ab. Vielleicht wirst du Schauspieler in Hollywood. So ein hübscher Junge! Ganz der Fredi.“

Sie lacht laut, zieht an ihrer Zigarette, stößt eine Rauchwolke aus. Sie riecht nach einem süßen Parfüm und dem Kräuterschnaps, den die Mutter Gästen vor dem Essen anbietet. Die beiden Kristallgläschen mit den Resten der scharf grünen Flüssigkeit leuchten auf dem Rauchertisch neben dem Aschenbecher, eines auf jeder Seite, wie eine Ehrenwache.

„Ich schaue mal nach, wo das Mittagessen bleibt“, sagt die Mutter. „Die Kinder müssen zurück in die Schule. Wir warten mit dem Essen auf Robert, wenn du nicht allzu großen Hunger hast. Ich lasse dann im Speisezimmer decken.“

„Ich habe nie Hunger. Schau mich doch an. Ich nehme einfach nicht zu.“

„Entschuldige mich für einen Augenblick“, sagt die Mutter.

„Spiel doch Klavier. Oder schau dir ein paar Modezeitschriften an, ich habe dort einen ganzen Stapel.“

„Um mich mach dir keine Sorgen. Ich werde mich schon nicht langweilen, ich zähle meine Verluste.“ Wieder dieses abstoßende Lachen. Grete zieht an der Zigarette und tritt ans Fenster: „Schade, dass ihr keinen Seeblick habt.“

Am Nachmittag, als Joachim und Lilly aus der Schule nach Hause kommen, finden sie dort nur das finster dreinsehende Dienstmädchen vor. Sie macht den Kindern Milch heiß und stellt einen Teller mit Schmalzbrotten auf den Tisch, rennt aber sofort wieder an den Herd zurück.

Nachmittags kochen sie meistens nicht, das Mittagessen ist die Hauptmahlzeit des Tages. Zum Abendessen genügen Schmalzstullen oder die Suppe vom Mittag. Aber heute ist anscheinend ein Festmahl geplant, aus der Backröhre duftet der Apfelstrudel der Tante und Berta klappert wütend mit den Töpfen.

„Sie lassen mich allein damit“, brummelt sie, „aber wie soll ich das können? Ich bin doch keine Berliner Köchin.“

„Du kannst doch alles“, beschwichtigt Lilly sie. „Wohin ist denn Mama verschwunden?“

„Die Damen gehen im Park spazieren“, heult Berta. „Bei dem Wind! Und der junge Herr sollte sich auch in Acht nehmen. Sie haben alle schon ganz rote Backen. Diese Frühlingssonne brennt.“

„Berta, haben sie dir gesagt, wie lange diese Frau dableibt?“

„Sie haben mir nur gesagt, dass ich ein Bett für sie machen soll, im Zimmer der alten Dame, Gott hab sie selig. Aber dazu bin ich noch gar nicht gekommen, seit dem Morgen stecke ich in der Küche fest. Sie hat ordentlich große Koffer, sieht aus, als ob sie umzieht!“

„Hoffentlich nicht zu uns“, stößt Joachim hervor.

Türenklappen im Flur, Stimmen.

Wer war eigentlich Felice Bauer, mit der Franz Kafka zweimal verlobt war und der er über fünf Jahre lang Hunderte von Briefen schrieb? Die Literaturwissenschaft hat sich nie mit ihr befasst, über ihr Leben nach dem Bruch mit dem Prager Schriftsteller ist wenig bekannt. Sie heiratete, bekam zwei Kinder und emigrierte nach Amerika. Vierzig Jahre bewahrte sie die Briefe des Mannes auf, der sie verlassen hatte.

Die Autorin machte sich 2010 auf die Suche nach Felices Spuren in Amerika. Sie begegnete deren Sohn und seiner Familie und schuf aus diesen Eindrücken ein Buch, das nicht nur von Felice Bauer handelt, sondern auch von anderen Menschen, die Kafka nahestanden: Grete Bloch, Ernst Weiss, Max Brod und Salomon Schocken.

Nominiert für MAGNESIA LITERA 2023

